Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 9

Artikel: Aus den Anfängen der Gurtenbrauerei

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637593

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Leichtes Bier aus heimischem Getreide, in primitiver Weise im Hause gebraut, war das nationale Getränk im großen Frankenreiche, zu dem früher auch unsere Gegend gehörte.

Im Berlauf der späteren Jahrhunderte kam das Bierbrauen immer mehr außer Brauch. Wir vernehmen noch, daß Hopfen angebaut wurde, und man daber im 12. Jahrhundert schon Hopfenbier gebraut haben muß, während früher das Süßbier mit allerhand Gewürzkräutern, Wachholderbeeren, bitteren Wurzeln, ja sogar mit Eichenrinde gewürzt wurde. Weil aber das Bier gar leicht schlecht und sauer wurde und ein Sud verdarb, wenn er nicht mit Kunst und Umsicht gebraut worden war, und nicht zulett wohl auch weil man verlernt hatte ein fräftiges Bier zu brauen, kam das alte Getränk in Verruf. Umsomehr als der Wein, dessen Anbau und Pflege immer größere Bedeutung gewann, dem Vier den Kang streitig machte. In einem Becher Wein sei mehr Kraft enthalten als in vierundsvierzig Bechern Vier, so spottete ein deutscher Dichter zu Ansang des 13. Jahrhunderts.

In Zeiten von Mißwachs oder gar von Hungersnot verbot man das Brauen von Bier, weil alles Getreide als Brotfrucht verwendet werden mußte. Dagegen ließ man dem billigeren, dauerhaften und lagerbeständigen Wein alle erdenkliche Förderung angedeihen. So kam es, daß der Wein als Volksgetränk die Stelle des Bieres einnahm, und daß man in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Schweiz überhaupt kein Bier mehr braute.

Wandernde Handwerksburschen und Flüchtlinge, die zur Beit des dreißigjährigen Krieges unfer vom Kampf und Berwüstung verschontes Land aufsuchten, machten die Runft des Bierbrauens in unseren Gegenden wieder heimisch. Und zwar waren es zuerst die Färber, deren Werkstätten mit den großen Sudbottichen wohl geeignet waren, ausnahmsweise Bier darin zu brauen. Was für ein Bier dieses Färberbier aber mar, darüber gibt uns die Geschichte keine Auskunft. Als im Jahre 1639, also vor genau 300 Jahren, die Färber an der Matte in Bern "fich hatten geluften laffen etwas Biers zu breuwen", da fanden es die Gnädigen Herren nur für recht und billig, daß auch sie beim Verkauf ihres Gebräus eine Getränkesteuer abzuladen hät= ten, wie dies beim Beinverkauf feit Jahrhunderten schon üblich war. Gegen das Brauen selbst hatten sie nichts einzuwenden, und bereits im Jahre 1641 erteilten sie einer Brauerei an der Matte die obrigkeitliche Konzession "Bier zu brüjen".

Im Jahre 1688 errichtete der Gründer und Organisator des bernischen Bostwesens, Beat Fischer, eine Brauerei auf seinem Schloßgut zu Reichenbach, nicht zusett wohl um den bairischen Bostknechten, die in seinen Diensten standen, den täglichen Labetrank nicht vorzuenthalten. Es ist dies wohl die älteste, heute noch bestehende Brauerei in der Schweiz.

1768 bestanden im alten bernischen Kantonsgebiet — das vor 1798 auch die Waadt und den Aargau umfaßte — insgessamt 14 Brauereien, drei in der Stadt Bern, drei in Aarau und drei im Murtenamt, zwei in Worges und je eine in Reichenbach, Burgdorf und Thun. 1785 wurde das Bierbrauen wie der Biersausschant ein konzessichtiges Gewerbe. Ohne eine vom

Rat erteilte Konzession durfte von nun ab keine Brauerei mehr errichtet werden. Während der Revolutionszeit von 1798 fiel diese Gewerbebeschränkung aber mit der Proklamation der Ge= werbefreiheit dahin. Es entstanden eine große Zahl kleiner Brauereien; doch hatten biese kleinen, meist mit einer Bintenwirtschaft verbundenen Brafferien keine große Lebensdauer. 1836 existierten im heutigen Gebiet des Kantons Bern 21 Brauereien, sechs in der Stadt Bern felbst, je zwei in Burgdorf, Delsberg und Pruntrut, je eine in Steffisburg, Thun, Biel, Sonvillier, Tramlingen, Laufen, Ins, Bellelan und Langenthal. Es waren ausschließlich kleingewerbliche Betriebe, die nur saisonmäßig, d. h. in der fühleren Jahreszeit im Frühjahr und Herbst Bier brauen konnten, weil die Lagerung, vor allem die Rühllagerung damals noch unbekannt war. Noch immer war das hauptgetränk der Bevölkerung der Bein und - Schnaps. Das Bier galt auch in den Städten als Luxusgetränk, — das heißt, wenn es gut war. Häufig jedoch war es schlecht. Die Einrichtungen der Brauereien waren noch mangelhaft, das Gebräu bei dem langfamen oder stockenden Absak vielfach dem Berderben ausgesetzt, sodaß faures Bier, besonders wegen Mangel an guten fühlen Rellern, durchaus feine Seltenheit war.

Alls eine Folge von schlechten Weinjahren, und ganz besonders verursacht durch weitverbreitete Weinfälschereien, nahm in den 60er Jahren der Bierkonsum einen größeren Umfang an. Das Biertrinken wurde Mode und hat wahrscheinlich mehr noch als alle die vielen wohlgemeinten Aufklärungen gegen die Schnapsgefahr dazu beigetragen, die unheimliche und verderbendringende Schnapspeft zu verdrängen (damals kamen auf den Kopf der Bevölkerung noch annähernd 10 Liter Schnaps!).

Die Brautechnik nahm einen ungeahnten Aufschwung. Die Einfuhr ausländischen Bieres in die Schweizsstieg mächtig, aber auch das einheimische Gewerbe begann sich rasch und zunehmend zu entwickeln und schließlich zu einer eigenklichen Industrie auszubilden.

Während es 1836 im Kanton Bern 21 Brauereien gab, zählte man 1883 deren 57. Während die Produktion stetig zunahm, fank zugleich die Zahl der Betriebe, von den 57 im Jahre 1883 existieren im Kanton Bern heute noch deren 8. Ein unerbittlicher Konkurrenzkampf auf dem Absahmarkt verbunden mit immer höher gesteigerten Ansorderungen an die Produktionstechnik und die maschinellen Einrichtungen ließen die kleineren, weniger leistungsfähigen Betriebe in den Kückstand kommen und nach und nach verschwinden. Heute besitzen wir in der Schweiz eine höchst leistungsfähige, modern ausgebaute Brauereindustrie, deren Produktionskapazität noch lange nicht voll ausgenützt ist und die sich daher auch weit höher gesteigerten Ansprüchen noch gewachsen zeigt.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte sich die Bierbrauerei vom hauswirtschaftlichen und kleingewerblichen Betrieb durch den Ausschaftlichen und durch ständige fortschrittliche Berbesserungen zu einem bedeutenden schweizerischen Industriezweig entwickelt. Die schweizerische Brauerei-Industrie gehört heute zu den einflußreichsten und bestorganisierten Broduktionszweigen unserer nationalen Bolkswirtschaft.

5. S.

Hus den Unfängen der Gurtenbrauerei

Da, wo jest am Hang des Gurtens unterhalb der Burdi die Brauerei zum Gurten steht, war vor 75 Jahren noch ein Sandsteinbruch, das sogenannte Steingrubesheimwesen. Im Herbst des Jahres 1862 ging es für 17,500 Franken in den Besitz eines Bauernsohnes über. Der kam aus Bolligen, hatte einige Jahre zuvor den vätersichen Bauernhof verkauft, war nach München gegangen, um dort das Bierbrauen zu lernen, und begann nun, im Frühjahr 1863, in diesem Steinbruch die ersten Einrichtungen

zu treffen, um hier die in der Fremde erlernte Kunst des Brauens auszuüben. Er hieß Johann Juker und verstand sein Handwerf so gut wie sonst einer der zahlreichen Brauer, die damals im ganzen Land herum ihre Kleinbetriebe führten. Was ihn aber rasch auszeichnete und in die Höhe kommen ließ, war die glückliche Wahl des Standortes seines Unternehmens: die schattige Lage und die tiesen küllen Keller, die er zum größten Teil durch Zuchthäusser, die damals noch zu solchen Arbeiten vermies

tet wurden, in den Sandsteinselsen höhlen ließ, erlaubten ihm, auch im heißen Sommer ein kühles, gut und lang gelagertes Bier zu liesern. Das Juker-Bier erwarb sich bald einen bekannten Namen, die Wirtschaften, die es ausschenkten, blühten auf, und eine von ihnen, der "Untere Juker" an der Keßlergasse, trägt ja noch heute den Namen des Begründers der Gurtensprauerei.

Der Bauernsohn aus Bolligen hatte also einen guten Griff getan, als er in Wabern Bierbrauer wurde. Aber daß er eben doch ein geborener Bauer war, konnte er auch in seinem neuen Unternehmen nicht verleugnen; seine Brauerei glich mehr einem großen Butshof als einer Fabrik. Die Gebäude, die er errichten ließ, erinnerten freilich zunächst an etwas anderes: er liebte es nämlich, da und dort kleine Türmchen anzubauen und, wo es anging, den Dächern gotische Zinnen aufzuseten, und das gab der ganzen Unlage etwas burgahnliches oder, wie ein Reise= schriftsteller aus den neunziger Jahren findet, etwas klosterähn= liches. Alles aber wurde ins Grüne hineingebettet. Kaftanien= und Platanenreihen fäumten die lange Front der Bauten, eine große Hofftatt lieferte Obst im Ueberfluß, ein Bauerngarten war da, ein Fischweiher, Hühner und Enten forgten für Eier und gelegentliche Sonntagsbraten, Hunde und Katen streiften herum und mußten sich nüglich machen, die Hunde zur Bewachung, die Raten zur Vertilgung der Ratten und Mäuse in den Malz- und Hopfenlagern; Rühe und Schweine bevölkerten neben den schweren Roßen für die Bierfuhrmerke die Ställe, und weites Grasland gab Weide, Gras und Heu, das an schönen Sommertagen von der ganzen Belegschaft gemäht und eingetan wurde.

Die Belegschaft — da waren außer den Bauern, die mei= ftens Deutsche waren, und den Bierfuhrleuten, die auch Tag und Nacht die Rose zu betreuen hatten, verschiedene handwerter da: ein Sattler, ein Schmied, ein Zimmermann, ein Rüfer, dazu Beizer, Mechaniker, Maschinenmeister und sogar ein Elektriker, denn schon sehr früh verschaffte sich die Brauerei mit einer Bafserturbine ihren eigenen elektrischen Strom. Aber sie alle waren teine Fabrikarbeiter im heutigen Sinn, so wenig wie die Brauerei eine Fabrit mar, durch deren Tore die Arbeiterschaft auf die Minute genau hineinströmt, ihre Kontrollmarten in die Kontrolluhr steckt, die Arbeit auf die Minute genau auch wieder liegen läßt und sich vor und nachher keinen Deut um das Bange bekümmert; teine Fabriksirene pfiff sie herbei, höchstens mahnte eine Glocke, die der Braumeister zog, an Beginn und Ende von Znüni-, Mittags- und Zvieripausen. Sie waren nicht angestellt wie man heute angestellt ist, sondern sie gehörten einfach dazu wie das Gesinde zum Bauernhof gehört und teilnimmt an allem, was da geschieht und gedeiht. Und ihr Arbeitgeber war nicht eine anonnme Befellschaft, sondern ein Mann, der mit feiner Familie mitten unter ihnen wohnte und schlechthin "der Herr" hieß, wie feine Frau einfach "die Frau" genannt wurde, mit deutlicher Erinnerung daran, daß "Frau" eigentlich "Herrin" bedeutet. Da lebten sie also zusammen in ihrem eigenen geschlossenen kleinen Staatswesen, der Herr und seine Leute.

Dem Herrn und namentlich der Frau lag in hohem Maße die soziale Fürsorge für ihre Leute und deren Familien ob. Biele von ihnen, vorab die Unverheirateten, wohnten in der Brauerei felber und agen am gleichen Tisch mit dem herrn und seiner Familie: in der Herrenfüche wurde für alle das gleiche Effen gekocht. War einer krank, so rief der Herr den Arzt und sorgte für alles, und war in der Familie eines auswärts wohnenden Berheirateten etwas los, so ließ die Frau das Chaisli einspannen, fuhr hin und sah zum Rechten. Gab es Nachwuchs, so schickte es sich, daß der Herr oder die Frau zu Gevatter standen. Die großen Feste des Jahres wurden gemeinsam gefeiert: der erste August mit einem gewaltigen Feuer, zu dem der eigene Wald das Holz lieferte, Weihnachten mit einer allgemeinen Bescherung aller Zugehörigen und ihrer Familien, und zu Ostern färbte die Frau für jeden ein paar Oftereier und ließ vom Dorfbäcker auf immensen Ruchenblechen für alle Räse= und Zibelen= tuchen backen.

Umgekehrt führte der Herr aber auch ein strenges Regiment. Tat einer nicht gut, dann verstieß er nicht gegen die toten Baragraphen eines juristischen Arbeitsvertrags, sondern gegen das sebendige Interesse aller seiner Mitarbeiter und wurde diesem Interesse entsprechend behandelt und gemaßregelt. Ja selbst das private, das sittliche Berhalten des Einzelnen stand mehr oder weniger unter der Kontrolle des Herrn und mußte sich ein gelegentliches Zurechtweisen gefallen lassen. Kurz, es war der patriarchalische Betrieb, wie er in der zweiten Hälfte des vorisgen Jahrhunderts noch in vielen Unternehmen der Schweiz aufwecht erhalten wurde.

Mr. 9

Seine Ordnung griff namentlich in kleinen Ortschaften, wie Wabern eine war, über das eigene Unternehmen hinaus: die moralische Verpflichtung des Herrn für seine Leute erstreckte sich auch auf die Nachbarschaft. Die Ortsvereine durften seine Subvention in Anspruch nehmen; gab ein Chörli ein Konzert in der Dorfwirtschaft, so leistete er Garantie für den Fall, daß die Einnahmen den Aufwand nicht zu decken vermöchten. Besonders war es die Schule, die seiner Obhut, oder vielmehr der Obhut der Frau, empfohlen war. Fand sie bei ihren vielen Schulbe= fuchen — die Schule lag damals direft neben der Brauerei bei der Gurtenbahnstation — daß eines der Kinder ein zu dünnes Röckli oder ein zu schadhaftes Chutteli trug, oder daß im Win= ter seine Schuhe gar zu löcherig waren, dann wurde es in die Brauerei bestellt, wo immer ein ganzes Lager von Kleidungs= ftücken und Holzböden für solche Notfälle bereit lag, oder gar ein Schneider auf der Stör war, zu dem die Patienten hinbeordert wurden. Und neben den nähern und fernern Zugehörigen wurde noch ein ganzes heer von Armen, von Bettlern und hausierern von weit und breit her dieser Fürsorge teilhaftig. Jeder von ihnen erhielt in der Brauerei seine Unterstützung, seine warme Suppe oder Schüssel Milchkaffee, wenn er zur Essenszeit an die Tür des Herrenhauses klopfte.

So waren die sozialen Berhältnisse in und um Betriebe von der Art der Gurtenbrauerei herum geordnet, noch bis ins lette Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Der Herr sorgte für seine Leute, der Meister für seine Gesellen wie der Bauer sür sein Gesinde. Das Armenwesen war zum größten Teil der privaten Fürsorge der Besitzenden anheimgestellt, es war ihre sittliche Pflicht, sich seiner nach Kräften anzunehmen. Es war die althergebrachte patriarchalische Ordnung, für deren Erhaltung der Pfarrer von Lüßelsstüth, Jeremias Gotthels, in vielen seiner Schriften so streitbar kämpst, und deren sanzsames Schwinden er so bitter beslagt. Sie ließ sich nicht halten. Die Industrialisierung der Betriebe schritt unaufhaltsam weiter, und mit ihr nahm der Typus des Fabrikarbeiters, der zu seinem Arbeitgeber kein persönliches Berhältnis mehr hat, ebenso unaufhaltsam übersand.

Der "Herr" der Kleinbetriebe wich dem "Direktor", wie die Aleinbetriebe selber sich zu Großbetrieben entwickelten oder von ihnen aufgesogen murden. Als der Bierbrauer Johann Juker und seine Frau in Wabern auf die geschilderte Weise schalteten und walteten, gab es in der Schweiz noch über vierhundert Brauereien, in denen es wohl überall mehr oder weniger ähn= lich zuging. Heute eriftieren noch achtundfünfzig. Es find Großbetriebe geworden, benen dies alles nicht mehr zugemutet werben fann. Die Zeit und die Berhältniffe haben fich gründlich geändert, die foziale Fürsorge ist Sache des Staates geworden, die Gemeinde forgt felber für ihre Armen, und für die Fürforge für Alter und Krantheit find die Bersicherungsgesellschaften da. Aber just in der Gurtenbrauerei ist die Erinnerung an das urfprüngliche Verhältnis vom Arbeitgeber zum Arbeitnehmer nie ganz verblaßt, find doch verschiedene der heutigen Arbeiter Söhne und Enkel von Männern, die noch unter Johann Juker dort gearbeitet hatten; und neue Tendenzen streben ja offenfichtlich dahin, alle Ungehörigen eines folchen Betriebes, von der Leitung bis zum Lehrling, wieder in eine engere Gemeinschaft zu schließen als es in den Jahrzehnten seit dem Verschwinden der patriarchalischen Verhältnisse der Falle gewesen ist.